

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 30.

Grand Island, Nebr., 24. Dezember 1909. Zweiter (Theil.)

Nummer 18.

Ein Lobgesang.

Schmähel mir die Liebe nicht!
Sie giebt Leben erst dem Leben!
Sie ist un'rer Tage Licht
Und leiht Kraft zu allem Streben!
Sie ist's, die das Menschenherz
Wandelt kann zum Heiligthume,
Sie erst abet jeden Schmerz
Und verleihet Werth der Blume!
Sie nur macht die Welt so schön,
Dass wir jauchzend auf ihr weilen,
Fliegen kann sie über Höhn'n,
Klüfte füllen — Meere theilen!
Leicht macht sie die schwerste Pflicht
An der Hüfte, auf dem Throne!
Schmähel mir die Liebe nicht,
Denn sie ist des Daseins Krone!

Das Perlenfäschchen.

Eine Begebenheit. Von Irma
Gehriger.

Meine Schwiegereltern waren in die Stadt gezogen. Von ihrem hübschen Landhause — achtzehn Kilometer in der Runde — kamen sie zu uns, um irgend welchen Vergnügungsanlässen — zu uns in den Trübel und das jagende Leben der Residenz! Das konnte als eine That gelten für Leute, die zwischen Leipzig und Siebzehn Jahren. Wir haben's auch so angesehen, meine Schwägerin und ich, und unter Theil dazu gedacht, leise und laut. Viel Gutes versprochen wir uns nicht davon. Man soll einen alten Baum nicht verpflanzen. Die Wurzeln finden keinen Halt im neuen Erdreich, und der Stamm, der im Heimathboden noch lange ausgehalten hätte, geht in der Fremde ein.

Meine Schwägerin Hedwig schalt ganz unverschämte. Sie durfte sich schon etwas erlauben, denn sie hatte dem alten Hartwiger den ersten Entgelt geschickt, und der patriarchalische Sinn war in unserer Familie sehr ausgebildet. Hedwigs Mann, als der erste Sohn, stand im Vorrecht vor meinem Gatten, und ihr Ruf um eine Stufe höher als meiner. Danach hätte auch ich unter ihr rangirt, wenn wir beiden Frauen uns nicht so gut vertrügen. Aber wir hielten zusammen und wußten wohl, warum wir's thaten. Denn so sehr unsere Männer als Kinder ihrer Zeit dem Fortschritt huldigten, so lebhaft sie Neuerungen in technischen Dingen schätzten und eingeführt haben wollten, so bereitwillig sie Wünschen nach verbesserten Waschmaschinen, oder lieber noch nach irgend welchen raffinierten Nachgeschirren und Pralangen nachgaben, in einem Punkte beharrten sie auf der altmütterlichen Ansicht und saßen ihre diesbezügliche Meinung in das unsympathische Wort zusammen: Er soll dein Herr sein. In der Familie Hartwiger galt nur ein Wille, der des Mannes. Mein Schwager und mein eigener Ehegatte geboten in ihrem Hause wie kleine Despoten. Das hatten sie bei ihrem Vater gesehen, und es mußte ihnen wohl so eingeleuchtet haben, daß sie's getreulich nachmachten. Der Alte befürchtete sie auch darin.

Wir jungen Frauen dachten, daß es die Mutter wohl noch schlimmer gehabt, als wir. Denn unsere Männer waren im Grunde gerecht, verlangten nichts Unbilliges und gönnten uns auch unsere Freuden, nahmen wir auf ihre Wünsche Rücksicht. Und besonders in einem unterchieden sie sich vom Vater. Sie hatten Freude an den stillen Abenden daheim und verlannten für sich keine bessere Gesellschaft als die ihrer Frauen. Der Alte aber soll ein gar auffälliger Geselle gewesen sein. Das kostete viel heimliche Thränen, denn damals ging es den Hartwigers nicht zum Besten, und die Mutter mochte wohl um die Großen sorgen, die allabendlich in die Tasche des Krugwirthes fielen.

„Die Mutter thut mir leid“, sagte Hedwig. „Zu Hause hat sie ihre schönen Blumen, ihre frische Thätigkeit im Garten in freier Luft. Die Mauern hier werden sie drücken, und die Stagenwohnung wird ihr wie ein Gefängniß vorkommen. Wenn die Kinder nicht wären, an denen sie ihre Herzergreife hat, mir bangte, wie sie's in der Stadt aushalten soll.“

„Wenn der Vater wenigstens eine Wohnung mit einem Garten wüßte würde“, meinte ich. „Aber in der Stadt sind die rasend theuer, und in einem Vorort will er nicht ziehen. Der Mutter mag's schwer genug werden, sich hier einzugewöhnen.“

„Ja, gewiß, aber danach geht's ja nicht. Die Mutter denkt eben nie an sich und was ihr Thron will, geschieht. Hätte sie nur nicht immer nachgegeben, dann würden wir's auch leichter haben. Ueberhaupt!“ — meine sehr hübsche Schwägerin zog ihr

Näschen kraus — „mir schwanen unerquidliche Dinge. Vater wird unsere Männer nach der Despotenweise beeinflussen, und das ist sehr bedauerlich, denn sie waren in letzter Zeit schon viel genießbarer geworden. Aber nun können wir uns auf den unbestimmtesten Umschwung gefaßt machen. Sie werden's beweisen wollen, daß sie nicht unter dem Pantoffel leben.“

Ich theilte ihre Befürchtungen und blühte mit ihr sorgenvoll in die Zukunft.

Wir sollten Recht behalten. Mit dem Einzug der Schwiegereltern begann eine böse Zeit für uns. Das Mütterlein war zwar lieb und geduldig wie immer, rührend dankbar für jede Aufmerksamkeitsleistung, glückselig als Großmutter und ergeben in ihr Loos, Stadtmauern statt grüne Bäume um sich zu haben. Aber der Vater! Jeden Abend ging er aus und jeden Abend mußten unsere Männer mit. Zuerst konnten sie das Aneipen schlecht vertragen, klagten am nächsten Morgen über Kopfschmerz und erklärten, daß sie nicht länger mitspielen wollten. Aber sie gewöhnten sich merkwürdig rasch, fanden Gefallen daran und wurden froh, wenn wir uns über unsere einsamen Abende beschwerten.

Wir waren in einer üblen Lage. Unsere Gemüthlichkeit, unser hübsches Familienleben, das gemeinsame Lesen und Musizieren hatten wir verloren, und was die Männer statt dessen von ihrer Kneipunterhaltung nach Hause brachten, das wollten wir lieber nicht wissen.

Mütterlich oder traurig gingen wir durch diese Monate, der Haushalt litt, weil er uns nicht mehr freute.

Großmütterlein blühte uns mit fragernder Sorge ins Auge, wenn wir zu ihr kamen, oder sie ein Stündchen bei uns saß in ihrer stillen, sanften Art. Aber wir wollten unsere Unruhe nicht in ihren Abend tragen und glaubten, daß wir verbergen könnten, was uns doch in Angst und Noth aus den Augen schaute.

So nahte Vaters Geburtstag. Die Kinder lernten kleine Sprüche, und wir Großen kauften Geschenke. Die Mutter fragte mich um ein Geschenk, das eine Perlenfädelerei in Leder fassen würde. Etwas verbündert begleitete ich sie zu einem Galanteriewarenhändler. Dort packte sie ein aktmodisches Cigarettenetui aus, das auf der Innenseite eine wunderfeine Perlenfädelerei zeigte. „Ich möchte diese Arbeit aufs Neue in ein Lederetui fassen lassen. Kann das geschehen?“ fragte Mutter ein wenig verlegen. Es wurde ihr großmüthig gewährt.

Als wir den Laden verließen, erwartete ich eine Erklärung für diese aktmodische Gabe. Aber das Großmütterlein sprach eifrig von anderen Dingen und wollte offenbar nicht befragt werden.

Der Geburtstag fand uns Alle bei unseren Eltern versammelt. Vater freute sich an den kleinsten der Kinder und dankte uns sehr liebenswürdig für unsere Gaben. Doch schien er etwas verbündert Großmutter's Geschenk zu vermissen. Mein Bub entdeckte es in dem großen Geburtstagskranz. In rosa Seidenpapier war's eingeschlagen, und ein weißes Zettelchen lag darauf: „Mein lieben Manne von seiner alten Frau,“ buchstabirte der Bub.

Vater nahm ihm das Päckchen aus der Hand, schlug das Papier zurück, fand ein schönes Lederetui, knipste es auf und entdeckte die Stiderei.

Lange blickte er darauf nieder — sehr lange. Dann schaute er auf, sein Auge suchte und fand das seiner Frau. An Großmutter's Wimper hing eine Thräne, und Hedwig schwor darauf, auch Vaters Auge sei feucht gewesen. Jedenfalls ging unser strenger, alter Herr, das Vorbild eines Despoten, in seiner aufrechten Haltung zur Mutter hin, nahm ihre Hand und neigte seinen schönen weißen Kopf darüber. Und unser scheidendes Großmütterlein ließ die ehrerbietige Huldigung mit ruhiger Würde geschehen, legte nur in sanfter Lieblichkeit ihre andere Hand auf des Vaters Haar.

Wir Jungen aber standen dabei, wußten nicht wie uns geschah und begriffen erst viel später, daß wir mit unseren Augen den Sieg hoher Weiblichkeit über rauhes Männerthum mit angesehen hatten.

Unser Vater selbst gab den Text zu dem Bild.

„Es sind jetzt fast dreißig Jahre

her“, sagte er. „Ihr beiden Männer wartet Buben von zehn und acht. Ich hab's damals ein bißel toll getrieben, jeden Abend ins Wirtshaus und nie vor zwei, drei Uhr heim. Die Mutter mag schwer darunter gelitten haben, gesagt hat sie nichts, auch nicht geschmollt. Würd' auch nichts geholt haben. Aber eines Nachts, eine Woche vor meinem Geburtstag komm' ich wieder sehr spät heim. Seh' aber noch aus der Wohnstube Licht schimmern. Ich mach' die Thür auf, — da sitzt Eure Mutter am Tisch, der Kopf ist ihr auf die Arme gefallen, sie schläft. In der rechten Hand hält sie noch das Ding da — die Perlenfädelerei. Ich dacht's mir wohl, daß es für meinen Geburtstag sein sollte. Tagsüber hatte sie ja keine Zeit, schaffte sich tüchtig genug ab. Und am Abend nähte sie für die Kinder, für mich und das Haus. Ich wußt's, weil wir keine Näherin hielten und doch immer alles heil war. Na, und dann, wenn sie alles und jedes besorgt, die treue Haushälterin, dann saß sie noch auf und sticte ein mühseliges Dingelchen, ihrem Mann zur Geburtstagsfreude, bis ihr die Augen aufleuchten. Und ich — ich hotte unterdessen in der Kneipe, obwohl ich wußte, daß es sie tränkte Gewetz hab' ich die Frau in der Nacht nicht, ich wollt' ihr die Ueberraschung nicht verderben. Aber anders ist es von dem Tag an geworden, nicht wahr, Alte? Ins Wirtshaus bin ich nur noch selten gegangen, und das Etui hab' ich immer getragen, bis es ganz abgenutzt war. Mir scheint, mit den besten Vorsätzen geht's eben so, was Mutter? Nun die Perlenfädelerei hat ja keinen Schaden genommen, und ihre Sprache verließ' ich auch heute noch. Das sollst Du merken, gute Alte!“

Da hielt sich meine lebhafteste kleine Schwägerin nicht länger. Sie fiel der Schwiegermutter um den Hals und küßte sie ab. Dann warf sie sich ihrem Mann in die Arme, der sie reuig an sich drückte, und mein lieber Ehegatte folgte dem Beispiel.

Unser Wissen von den Chinesen.

Eines der trefflichsten neueren Bücher über die Chinesen, wenn nicht das beste, ist das in London erschienene Werk von Herbert Giles, betitelt: China und die Chinesen. Der Verfasser, welcher früher englischer Konsul in verschiedenen chinesischen Hafenstädten war und jetzt eine Professur für chinesische Wissenschaft an der Universität Cambridge bekleidet, gibt in seinem Buche über alle wichtigen Gebiete des öffentlichen und privaten Lebens der Chinesen die überraschendsten Aufschlüsse, die durchaus das Gepräge innerer Wahrheit tragen.

Und das ist die Hauptsache, denn der wesentlichste Zug unseres bisherigen Wissens von China — wenn man ein Sammelfurium von wenigen wahren und sehr vielen falschen Meinungen überhaupt ein Wissen nennen will — ist etwa dieser: Die Chinesen erscheinen uns als ein Volk von fast widerlicher Drolligkeit, gemischt mit tiefer Barbarei. Man hat bei uns meist die Vorstellung von ihnen, daß sie in all und jedem so sehr von uns abweichen, daß sie eher wie die Bewohner eines anderen Planeten, als eines anderen Landes unserer Erde erscheinen. In China ist alles anders als bei uns — dieses ist der Kern der landläufigen Anschauungen aller europäischen Völker von den Chinesen. Diese Anschauung wird bekämpft durch Darstellungen, in denen man die übrigen wahren Thatsachen liest: In China ist die linke Seite der Ehrenplatz; die gute Sitte verlangt das Aufbehalten der Hüfte in der Gesellschaft; die Männer gebrauchen Fächer, die Frauen nicht; sie besteigen die Pferde von der rechten Seite; das Mittagmahl beginnt mit Früchten und endet mit der Suppe; sie schütteln bei einer Begegnung ihre eigenen Hände, nicht die des anderen; ihre Bücher beginnen von rechts, die Seiten laufen von oben nach unten; die Trauerfarbe ist weiß, nicht schwarz; ihre Nagelringe zeigen nach Süden statt nach Norden auf. Giles macht mit Recht darauf aufmerksam, daß alle diese Gegensätzlichkeiten verschwinden gegenüber den Gleichheiten zwischen chinesischen und europäischen Einrichtungen in zahllosen anderen Dingen.

Allgemein verbreitet ist die Ueberzeugung von der unüberwindlichen Schwierigkeit der chinesischen Sprache. Giles weist überzeugend nach, daß es kaum eine so leicht erlernbare Um-

gangsprobe gibt wie das Chinesische mit seinem vollständigen Mangel an all dem, was wir Grammatik zu nennen pflegen. In sechs Monaten müßte ein mäßig begabter Mensch stehend Chinesisch sprechen können. Etwas ganz anderes ist es mit der Literatursprache, deren Schwierigkeit schon bei der Schrift beginnt, in dessen zeigt Giles, daß auch diese Schwierigkeiten dem ersten Willen eines Schülers des Chinesischen keine unübersteiglichen Hindernisse entgegenstellen.

Die Chinesen sind mehr als irgend ein anderes auf Erden, ein Volk der Literatur. Literarische Bildung, wie die Chinesen sie verstehen, nämlich ausschließlich chinesisches literarisches Bildung, ist der Schlüssel zu allen Thüren des amtlichen Chinas. Je nach dem Ausfall der literarischen Prüfungen gelangt der Chineser zu den höchsten Aemtern, wird Landrath eines Bezirks, Statthalter einer Provinz, Minister, General oder Admiral. Das kommt uns Europäern höchst komisch vor; und doch, wenn wir näher zusehen, was es bedeutet? Was in China literarische Bildung, das ist in anderen Ländern die juristische Bildung. Mit Ausnahme der Generale und Admirale werden ja dort so ziemlich alle höheren Staatsstellen mit Juristen besetzt, und wir haben uns an diese Ungeheuerlichkeit genau so gewöhnt wie die Chinesen an ihre Literatursprache. An der Spitze des Unterrichtswezens fast aller deutschen Länder steht nicht ein Mann des Unterrichts, sondern ein Jurist; an der Spitze der Verkehrrichtungen steht nicht ein Verkehrsminister, sondern ein Jurist; ja selbst die Landwirthschaft wird nicht von einem Landwirt, sondern von einem Juristen verwaltet. Ich zweifle nicht, daß wir hierin den Chinesen mindestens so komisch erscheinen wie sie uns.

Ueberraschend und nach meiner Kenntniß ganz neu ist der Aufschluß, den uns Giles über den Ursprung des chinesischen Pöfkes gibt. Irigend eine ungeliebte Ueberlieferung für den europäischen Verstand hat uns gelehrt, die eroberten in China eindringenden Mandchu-Tataren hätten als ein Zeichen der Unterordnung den unterworfenen Chinesen den Pöf aufgesetzt. Giles weist aus chinesischen Quellen nach, daß umgekehrt die Mandchu-Tataren die Pöftracht selbst in China eingeführt und daß die Chinesen sie in freiwilliger Nachahmung der Sitte der Eroberer angenommen haben. Der Pöf war bei den Mandchu-Tataren nur ein Heiligtum einer merkwürdigen Gesamtschicht. Der Tatar als Reitermann, dem sein Pferd das werthvollste Besitzthum war, nahm eine das Pferd abnehmende Tracht zum höchsten Schmuck des Mannes. Der Pöf ist ein Seitenstück zum Pferdeschmuck, und die auch uns wohl bekannten Festenänder vornehmer, unter uns weileren Chinesen zeigen Kodärnel, die verbedend über die Hand reichen und — in der Form eines Pferdefußes geschnitten sind. Diese Tracht, Pöf und Kodärnel, sind die aus unordentlichen Zeiten stammende tatarische Reitertracht.

Zu den völlig irrtümlichen Anschauungen der Abendländer von den Chinesen gehört auch die, daß sie eine Horde von Sklaven unter dem Regiment des Kaisers oder vielmehr seines Beamtenheeres sind. Giles gibt in einem der werthvollsten Kapitel seines Buches: Das demokratische China, eine durchaus abweichende Darstellung der innerpolitischen Verhältnisse Chinas. Er schreibt z. B.: „Wer mit offenen Augen in China gelebt hat, muß bemerkt haben, welche großes Maß persönlicher Freiheit selbst von dem niedrigsten Untertanen des Himmelssohnes genossen wird. Jeder Chineser kann ganz China durchwandern, ohne irgend jemand um Erlaubniß zu bitten, ohne sich bei irgend einer Behörde an- oder abzumelden. Kein Pöf wird von ihm verlangt. Volksthümliche Gewerkefreiheit, kein Militärdienst, sehr geringe Besteuerung, keinerlei Gemeinbesteuerung.“ In dem Punkte der An- und Abmeldung, d. h. der Unbekanntheit dieser in Deutschland für so unentbehrlich wie Wasser und Luft gehaltenen Dinge, steht China also auf derselben hohen Stufe persönlicher Freiheit wie England oder die Ver. Staaten. Den Untergrund der politischen Weltanschauung der Chinesen bildet der Ausspruch ihres großen Philosophen Mengtse (Mencius): „Die Bürger sind die Götter; der Kaiser ist der wenig wichtige von allen.“ Es grüßelt einem bei dem Gedanken, daß ein Volk mit solchen politischen Ansichten mehr als den dritten Theil der gesammten Bevölkerung des Erdalles ausmacht.

Die Chinesen haben sich von ihren Bongen einreden lassen, die Europäer äßen mit Vorliebe die Augen der chinesischen Kinder. Im Abendland gilt als unerschütterliche Thatsache der Völkerverdammung, daß in China der Kindermord oder, genauer gesagt, der Mord weiblicher Kinder millionenfach geübt werde und straflos sei. Giles hat sich um diese Frage chinesischer Gesittung oder Barbarei eingehend bemüht, und was er uns darüber mittheilt, ist dazu angethan, uns nicht nur in diesem Punkte, sondern in sehr vielen anderen zur höchsten Vorsicht zu mahnen. Eine besonders trübe Quelle unseres Wissens von den Sitten fern wohnender Völker sind die Reisebeschreibungen englischer Fräulein, die ohne irgendwelche Sprachkenntnisse in drei oder vier Wochen ein Land bereisen und dann ein schön ausgestattetes Buch über ihre Reisen veröffentlichen. In ihren Wanderungen durch China erzählt Fräulein Gordon Cumming die schauerhaftesten Geschichten von Kinderbühnen, in die halb oder ganz todt weibliche Säuglinge von den Eltern hineingeworfen werden. Sie hat es zwar nicht selbst gesehen, aber sie erzählt ihre Schauererzählungen mit größter Ausführlichkeit. Giles hat mehr als vier Jahre in nächster Nähe der sogenannten Kinderbühnen gelebt und berichtet uns, daß sie nichts anderes sind als der Begräbnisplatz todt Kinder beiderlei Geschlechts für die ärmste Bevölkerung. Er fügt hinzu, daß es chinesische Wohltätigkeitsanstalten gibt, die die kleinen toten Körper verbrennen und die Asche feierlich bestatten. Giles behauptet aus seiner genaueren Kenntniß von Land und Leuten, daß der Kindermord in China nicht häufiger ist als unter den Völkern in Europa, das heißt also, daß er als vereinzeltes Verbrechen vorkommt, keineswegs aber eine Sitte darstellt. Er liefert aber auch einen jerschemternden Beweis für die Verlogenheit der Behauptung von dem chinesischen Kindermord.

Jeder Chineser muß sich mit 18 Jahren verheirathen; es ist ihm gestattet, mehr als eine Frau zu haben, und mit Abstufungen nach dem Range sind bis zum Kaiser hinauf zwischen 2 und 72 Frauen gestattet. Wäre bei einem Massenmord der Mädchen im jungen Alter die Aufrechterhaltung dieses Zustandes denkbar? Oder man müßte annehmen, daß in China abnehmend von allen Ländern auf Erden ein ungeheurer Ueberschuß der Geburten weiblicher Kinder über die männlichen stattfindet, wovon nicht das geringste bekannt ist. Giles hat festgestellt, daß kein einziger zuverlässiger Reisender, auch kein besragter gebildeter Chineser den Massenmord weiblicher Kinder anders als in der Form behauptet hat: er soll in den und den entferntesten Bezirken vorkommen!

Die Leserinnen möchten wahrheitslieblich bei dieser Gelegenheit erfahren, wie es in China gegenwärtig mit der Verkrüppelung der Füße beim weiblichen Geschlecht steht. Nach Giles Darstellung scheint es dem ähnlich zu gehen wie mit der Entstellung des weiblichen Körpers durch das Korsett: Reformbewegung im Osten, Reformbewegung im Westen. Seit mehreren Jahren wirkt in China eine aus Chinesen bestehende Vereinigung unter dem Namen Gesellschaft der natürlichen Füße. Sie macht Fortschritte, doch kann man sich nicht von einer großen nationalen Bewegung zu Gunsten der natürlichen Füße sprechen. Versuche zur Beseitigung der Fußverkrüppelung sind übrigens schon in alten Zeiten in China gemacht worden. 1664 erging von einem der weisesten und größten Kaiser ein strenges Edikt gegen das Einschneiden der Mädchenfüße. Giles berichtet aber trocken: „Der Jahre später wurde dieses Edikt aufgehoben.“ Im Februar 1902 ist abermals, wie Giles berichtet, ein kaiserlicher Erlaß zu Gunsten der natürlichen Füße ergangen; ob die Wirkungen amtlich bedruckten Papiertes in China wesentlich größer sind als in Europa, das bleibt abzuwarten.

Den Schluß dieser Mittheilungen bildet ein für die Stellung des weiblichen Geschlechts in China oder für das Pantoffelheldenthum der Chinesen ihren Frauen gegenüber bezeichnendes Geschichtchen, eine der Lieblingsaneddoten der Chinesen: „Zehn Pantoffelhelden beschloßen unter sich, eine Gesellschaft zum Widerstande gegen die Oberherrschaft ihrer Weiber zu bilden. Sie saßen bei ihrer ersten Versammlung plaudernd und rauchend da, als plötzlich die zehn Frauen, die von der Gesellschaft Kenntniß bekommen hatten, ins Zimmer traten. Allgemeine entsetzte Flucht der Pantoffelhelden, neun von ihnen stürzten durch eine Thür im Hintergrund davon, nur einer trogte standhaft dem Ansturm

der Unholbinnen. Die Frauen begnügten sich mit einem verächtlichen Lächeln über den Erfolg ihrer Heldenthat und zogen ab. Als bald beschloßen die neun Präfidenten zu erwählen. Als sie nun zurückkehrten, um ihm den Ehrenposten anzubieten, fanden sie, daß er — vor Schreck gestorben war.“

D. E. Engel

Das magische Bild.

Eine amüsante Anekdote von der wohlthätigen Macht ehrenvoller Familien-traditionen erzählt die „Dinanchez chez moi“ von dem französischen General Petit, einem Neffen des Generals Petiti, der unter Napoleon die alte Garde befehligte.

Man erinnert sich der erschütternden Szene, in der Napoleon in Fontainebleau von seinen getreuen Gardisten Abschied nahm. Nach einer Ansprache an seine braven Kriegskameraden rief er aus: „Ich kann euch nicht alle umarmen, aber ich werde euer General umarmen. Kommen sie, Petiti!“ Und Napoleon umarmte zum letzten Mal den General. Die Szene wurde in zahlreichen Stichen festgehalten. Der Neffe jenes alten Generals Petiti aber, der auch Offizier und später General wurde, war ein sehr eleganter anspruchsvoller Mann. Einmal im Mandor war der General mit der Bequemlichkeit seines Quartieres sehr unzufrieden, und er gab seinem Mißfallen der Ordnung gegenüber höchst unumwunden Ausdruck. Doch mitten im zornigen Schelten hält er plötzlich inne, er wird ruhig, ein stiller Stolz gleitet über seine Züge und sein Blick bleibt haften auf einem alten Stiche, der in der Bauernstube an der Wand hing. Dann fährt er gelassen fort: „Im Kriege geht's mal nicht anders; ist hier doch ganz bequem.“ Die verblüffte Ordnung stirrt neugierig auf das magische Bild, das diese plötzliche ungewöhnliche Bestätigung der gestrengen Erzählung vollbracht hatte: es stellte die Abschiedsszene von Fontainebleau dar mit der Unterschrift: „Der Kaiser umarmt den General Petiti.“ Der General bekam zum Abendessen einen frugalen Kartoffelbrei, aber er fand ihn dennoch lecker und köstlich. Am Morgen räumte er die Bequemlichkeit des Strohhauens, auf dem er übernachtet hatte. Die Ordnung war nun schlaf geworden: für 10 Sous erstand sie das magische Bild, und fortan fand der General während des Mandor's in jedem Quartier an der Wand den alten Stich. Es fiel ihm nicht auf, daß es stets das gleiche Bild war, er bewunderte die patriotische Tradition der Landesbevölkerung, erinnerte sich, daß dieser berühmte General Petiti zu seinen Ahnen zählte und war während des Mandor's stets in glänzender Stimmung, so so veranlaßt, daß er zum Schluß dem erfindlichen Burischen ein ansehnliches Trinkgeld in die Hand drückte.

Ueber einen Schuß mit der Mißgabel.

wird dem „Hohener Wochenblatt“ folgendes Stüdchen erzählt: Ich war auf der Jagd und hatte mich hinter eine Hecke gesetzt, um mein Jagdfrüßchen zu verzehren. Auf der anderen Seite streuten zwei Männer Mist, ein Knecht und ein alter Tagelöhner. Sie sahen mich nicht. Jan, der Knecht, der erst vor Kurzem vom Militär freigelommen war, erzählte dem alten Hünnerl von der schönen Soldatenzeit. „D, dat kenn' id' all“, meinte Hünnerl, „id' bin in Celle bin Volle (das heißt beim Militär) wesen, as wi noch hannüberich wören, id' kann id' seggen, id' was' ot 'n strammen Soldat!“ — „Dah du, du heit jo noch nor kein Kuhbein (Gewehr) in 'n Sännen hat“, neckte der Andere. „Dat will id' die wiesen“, errietete sich Hünnerl, „ob id' nich of Griffe kloppen kann. Au kummandeer mol, du läst nu Scherfiant un id' Bekrut!“ — und dabei stand er mit der Mißgabel „Gewehr bei Fuß“. Jan ließ nun den Alten richtig Gewehrerzählen machen, daß es nur so klappete. Mich plagte der Deusel. Was mir in den Sinn fuhr, kam: Der Scherfiant kommandirte: „Legt an! Feuer!“ und in demselben Augenblick trallte ich meine Jagdflinte ab. So etwas von Verblüffung und Schreck habe ich überhaupt noch nicht gesehen. Es war wirklich „zum Schießen!“

Was ist unsere Pflicht? Was uns besser macht und keinem wehthut.

So viele Menschen sind wie ein Baum — erst muß sie das Schicksal tüchtig schütteln, dann fallen die Früchte nur so von ihnen.